

# JOLLY AND THE FLYTRAP

Vom Sound der guten Freundschaft.



Zuerst, ganz kurz, war es Regula. Aber Querflöte? Nein, die passte nicht in die Band. Dann Vreni, die den Gesang mitbeeinflussen sollte; doch da entdeckte Ritschi seine Stimme. Dann Nicole, voller Esprit; sie hielt es nicht lange mit uns aus. Inzwischen sind wir ganz zufrieden damit, einfach unter uns Männern zu sein. Wir haben uns nie gesagt: Lasst uns eine Männerband sein, aber es ist so: Sechs auf der Bühne, einer am Mischpult und einer, ich, für die meisten englischen Texte. Wir leben in festen Beziehungen, es gibt Kinder. Wollten wir die alle mit an die Konzerte nehmen, bräuchten wir einen zusätzlichen Band-Bus, vielleicht sogar zwei.

Die Essenz des Wartens ist, etwas zu machen. Wir warten auf die Matura. Den Lehrabschluss. Eine Freundin. Wäh-

rend des Wartens kamen die Musik, das Proben und das Schreiben von Liebesliedern. Jetzt ist, 26 Jahre später, am Abend Plattentaufe, die Band am Aufstellen.

Achtung Klischee, aber meine Frau hat allen Grund für diese Frage: Mit wem ich eigentlich verheiratet sei? Es sind zwar nur wenige Wochenenden, die ich weg bin wegen der Band, aber die sind mir heilig. Ich verstehe sie: Die Wochenenden, die ich zu Hause fehle, sind halt nicht gut. Dennoch: Die Ehe muss mit mir und meiner Geschichte auskommen, auch mit ihr und ihrer Geschichte. Und die Arglosigkeit und Nutzlosigkeit dieser Männerfreundschaften existiert halt einfach.

Einmal haben wir versucht, alles gemeinsam zu tun, wie eine riesige Kommune. Familienbandferien, das war 2006

am Comersee. Die Kinder fanden das toll, doch die restlichen Beteiligten zogen ein anderes Fazit: Nie mehr! Zwar war alles bestens organisiert: Einkaufen, Putzen, Kinderbetreuung, Übungszeiten. Doch es gab die Männerstunden am Abend nicht mehr, die zwischen der letzten und der nächsten und der allerletzten Probe, wenn es eindunkelt, wenn gekocht wird, wenn Wein- und Bierflaschen geöffnet werden und dieses «Vielleicht» über uns schwebt. Kurz, es gab kein Zeitverplempern mehr. Kein zweckloses, jedoch sinnhaftes Herumsitzen. Kein Fläzen und Schweigen und Erzählen und Lachen und Schauen. Es war wie zu Hause: Nach der Arbeit geht man heim, funktioniert weiter, und Feierabendbiere auf dem Heimweg sind Angelegenheiten, die in einem Telefonat

zum Preis eines leicht schlechten Gewissens bewilligt werden, einem Telefonat, in dem allzu schnell Vorwürfe gehört werden, auch wenn da gar keine sind.

Ich begrüße Fabian, unseren Mischer, er ist schon am Soundcheck. Wenn ich ihn als «unseren Mischer» bezeichne, ist das grundfalsch, obwohl es ja stimmt. Das erklärt sich so: Damals, so 1993, 1994, ging es darum, dass an Konzerten der Sound immer total schlecht war. Jemand von uns musste also die Kontrolle über den Sound haben. Da dachten wir an Fabian. Der konnte zwar nicht mischen, ist aber ein toller Typ, und er fand: Ja, das Mischen könne er ja lernen. Tat er! Ich habe Fabian, wie auch die anderen, seit vier Monaten nicht gesehen, auch kaum Kontakt gehabt, und doch: In dem



Moment, in dem man ankommt, ist man schon angekommen. Kein Blabla, kein Aufwärmen.

Vielleicht denkt man, eine Ehe sei derart beschaffen. Aber es gibt einen Unterschied: Die Ehe hat irgendeinen Nutzen. Meine Beziehungen zu diesen Männern sind absolut nutzlos, und das, was wir zusammen tun, ist ja auch komplett nutzlos. Wir sind keine Seilschaft, die ein Unternehmen beherrschen will. Niemand wird jemals einen besseren Job haben, nur weil er Teil der Band ist. Die einzelnen Mitglieder sind ansonsten in sozial ganz anderen Kreisen. Und berühmt werden wir auch nicht, dazu gibt es keinen Grund: Wir alle haben unsere Jobs, unsere Familien, unsere Dinge, die wir tun, unsere Leben, die wir führen. Und doch ist jetzt Samstagnachmittag, 15. September 2012, und wir haben ein neues Album vorzustellen. Ich erfahre, dass gestern Nacht sogar noch geübt worden ist, und zwar das ganze Set zweimal.

Was Männergespräche sind, erkennt man vielleicht daran, wie acht Männer miteinander umgehen, wenn es harzig wird: Man geht essen, trinken, schwimmen. 2010 war das Jahr der Krise. Kinder, fast alle sehr klein, dazu Familie, Frauen, Jobs, niemand hatte Zeit für irgendetwas. Und dazu noch die Band. Einer brachte es auf den Punkt: Überall muss ich funktionieren. Und habe ich mal ein freies Wochenende, habe ich Band, und da muss ich auch funktionieren. Ein anderer aber: Es gibt nichts Schöneres, als auf der Bühne zu sein, das müssen wir so oft wie möglich machen. Nein, wir müssen reduzieren.

Herausfinden, was geht und was nicht. Wie machen wir das? Wir planteten ein Wochenende ohne Instrumente, nur essen und trinken und sein. Vals.

Wir trafen uns am ersten Dezemberwochenende 2010. Die SBB hat Verspätung in Thalwil, egal, es gibt am Bahnhof eine Raucherbar; unsere Nichtraucher haben nichts gegen Rauch. Wir nehmen einen der nächsten Züge. Der ist voll, also fahren wir stehend. Es reicht aufs Postauto und zu einem sehr späten und sehr langen Abendessen. Und da sind wir schon mitten in der Diskussion. Es geht allen ähnlich. «Das Schlimmste ist, dass ich nicht mehr Grümscheln kann», sagt einer. Wir wollen mehr Nicht-Funktionieren-Müssen. Mehr Spass. Also an die Bar. Und dann das Beste: Ausschlafen, keine Kinder, kein Müssen. Frühstück, beste Laune, alle schwimmen, bis auf mich; ich gehe nie schwimmen, ausser im Meer. Also tummeln sich sieben Jollys und ein Dutzend Liebespäpchen unter freiem Bündner Himmel. Ob die Liebespäpchen dann auch am Abend, als es aus den Sternen heraus leicht, fast tröstlich schneite, Freude an diesen sieben in Übermut alternden Herren hatten, die sich vor einem Vierteljahrhundert entschlossen, Teil einer Band zu werden, die nie berühmt wird, ist nicht anzunehmen. Die Buben sprangen trotzdem ins Bassin.

Vor der Bühne umarmt mich der Saxophonist, Dr. phil., Ägyptologe. Er hat gerade den Soundcheck hinter sich: Er war letzte Woche beim Slow-up. Ich frage, was das sei.



Das ist super, da sind die Strassen gesperrt, und du kannst mit deinen Kindern Velofahren gehen. Es gibt eine Runde, die ist zwanzig Kilometer lang, und ab und zu gibt es eine Bratwurst und jemand steckt dir einen Riegel zu. Er machte die zwanzig Kilometer mit seiner Familie. Am Abend ging er noch zwei Stunden rennen. Dann sei er doch müde gewesen und habe gut geschlafen. Pro Jahr braucht er zwei Paar Joggingschuhe. Ich brauche pro Tag zwei Packungen Zigaretten.

Ich gehe die Gästeliste für den Abend durch: Die kennen uns wohl, schau, da sind drei Seiten vorgedruckt, wir brauchen nur auszufüllen; kommt deine Frau? – Ja, mein Sohn auch. – Der ist doch gerade erst in die Schule gekommen? – Nein, er ist in der Dritten, acht ist er. – Acht? Wir spielen erst um halb elf. – Ich weiss. – Deine Frau weiss das auch?

«I wait for you, for another tuesday call». Die Songs, die ich texte, mache ich meist zu Liebesliedern. Als Mann geht das ja: die Ehefrau lieben und ein unbekanntes Wesen ansingen oder einfach in der Erinnerung kramen und die Vergangenheit idealisieren. In Vals haben wir ein ganzes Jahr Konzerte gestrichen, um wieder mehr Songs zu schreiben, und das hiess Wochenenden im Grünenwald, im Appenzell, am Bodensee. Gut, das eine oder andere Konzert gab es dann doch, aber dieser Rückzug war befruchtend, und jetzt, im Herbst 2012, stehen zehn Konzerte an, alle an wunderbaren Orten.

Gestern, sagt einer, haben wir alle Gebrechen durchdiskutiert, und es kann nichts mehr passieren. Und das Programm wurde zweimal gespielt, damit Hannes nicht nach 1:48 aufhört. Einen Song haben wir aus dem Programm genommen, damit wir dann, so schnell das in unserem Kürbiskernalter noch geht, brünzeln gehen können. Hoffentlich wird lange genug Zugabe geklatscht.

Essen? Um sieben, im «Centro Español». Also noch genug Zeit; ich gehe raus, in eine Art Gartenbeiz der Schüür. Dort sitzen Hannes und Märt, hübsch nebeneinander auf einem Bänkchen, spielen Gitarre und Akkordeon. Pasci kommt vorbei, sucht einen Ort, um Bundesliga auf einem Laptop zu schauen. Das ist der Reiz der Konzerte, der Tournee: Das Warten. Denn genau dann passiert es, wenn man wartet, und was passiert, ist in seiner Belanglosigkeit geradezu spektakulär: Man sitzt zusammen da. Tut nichts. Blättert in Zeitschriften. Hört zu, wie Gitarre und Akkordeon spielen. Schaut, mit welchem Stoizismus drei Streichhölzer gebraucht werden, bis die Zigarette brennt, und zwischen jedem dieser Streichhölzer wird weiter geredet, dann ein Akkord gedrückt, während noch der Rauch des erloschenen Streichholzes eine Spur der Vergänglichkeit in den Himmel zieht. Worauf wir heute noch warten? Mal sehen. Man ruft sich etwas zu und öffnet ein Bier.

«Jolly & the Flytrap» spielen ihren Global Rock'n'Roll mit electric Polka-Einschlag mittlerweile sehr gepflegt, und getanzt wird immer. Nicht Perfektion ist angesagt, sondern ein guter Abend. Trotzdem: Der einzige Radiohit «Arche Nova» ist so schön, dass niemand glaubt, dass er von den «Jollys» ist. Das neue Album «Linger On Mazurka» ist im Handel erhältlich. [www.jollyandtheflytrap.ch](http://www.jollyandtheflytrap.ch)

Martin Rutishauser, 43, hat Philosophie studiert und arbeitet seither als Texter/Konzepter, angestellt und freischaffend. Er ist verheiratet und hat zwei Töchter, 2 und 5 Jahre alt. [www.martinrutishauser.ch](http://www.martinrutishauser.ch)

Fotos: Monique Wittwer, [www.moniquewittwer.ch](http://www.moniquewittwer.ch)